



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Göhring, C.: Krakau. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

K r a k a u .

Von C. Göhring.

I.

Um 8 Uhr des Abends war ich mit zwei mir befreundeten Reisegefährten, nämlich einer jungen polnischen Dame und deren Bruder, beide lebendige, heitere, lebenswürdige Leute, von Slomnicki, einem ärmlichen Städtchen am Fuße des krakauer Gebirges, aufgebrochen. Das Geschwisterpaar erhielt die Freude auf das Wiedersehen der Aeltern bei offenen Augen, und so verging die Nacht unter Gesprächen.

Während der Dämmerung fuhren wir in einem dichten Walde. Als wir aus demselben herauskamen, stand uns gegenüber am Horizonte die Sonne, und zwischen uns und ihr lag eine weite, reizende Gegend. Ein riesiger, von den abwechselnden Gebüsch, Feldern und Wiesen bunt gewebter Teppich, Wellen über sanfte Höhen schlagend, bot sich unserem Auge. Von drei Seiten schnitten ihn Wälder ab, in der weitesten Ferne die Höhen der Karpathen, die sich wie finstere Gewölke ausnahmen.

Mitten auf diesem reizenden Teppich, durch den sich, wie eine Silberader, hier in felsige, dort in bebuschte Ufer gefast, die Weichsel schlängelt, präsentirte sich uns die alte schöne Stadt Krakau mit ihrem hoch über ihr liegenden Schlosse und ihren weit emporragenden Thürmen.

Nicht leicht kann man ein wonnigeres Bild finden, als das, welches Krakau mit seiner Umgegend hergiebt, doch würde dieses Bild noch wonniger sein, wenn das Land cultivirter wäre und die vielen Dörfer, die auf der bunten Fläche ausgestreut liegen, nicht bloß blank

und kahl dastehende elende kleine hölzerne Hütten mit dürren Strohdachern dem Auge böten.

Die Dörfer im Freistaat Krakau sind nicht anders als die Dörfer im Königreich Polen und Galizien. Es sind Gruppen von elenden finsternen Hütten, aus denen nicht einmal die grundherrlichen „Paläste“, sich auszeichnend, hervortreten. Und doch tragen sie, Abwechslung gebend, zur Schönheit des Bildes bei; ungleich mehr aber würden sie das Bild verschönen, wären sie von solchem Ansehen, wie unsere deutschen Dörfer, die sich so malerisch mit ihren rothen Ziegeldächern, ihren netten Kirchen und schmucken Herrenhäusern aus den grünen Wäldern und Kränzen von Obstbäumen emporheben.

Eine Dorfkirche ist im ganzen polnischen Lande, also auch im krakauischen Gebiete, ein sehr seltenes Ding, und wo sich eine befindet, ist sie dem Dorfe kein Schmuck, denn sie ist nicht mehr als eine hohe, aus Bohlen und Brettern zusammengefügte, hölzerne Bude, welche nicht von einem Thurme, sondern einem riesenhaften hölzernen Kreuze bekrönt ist. Statt des Thurmes stehet neben solchen hölzernen Kirchen gewöhnlich ein mit Stroh oder Schindeln überdecktes, fünf bis sechs Ellen hohes Balkengerüst, welches die Glocken frei und für Jedermann zugänglich trägt.

Eben so wenig zieren Obstplantagen die Dörfer, welche sich unserem Auge auf dem reizenden Landschaftsbilde von Krakau zeigen. Eben so, wie eine Kirche, ist den polnischen Dörfern eine Obstpflanzung eine Seltenheit. Nur in solchen Dörfern, in welchen ein Grundherr wohnt, findet sich bisweilen eine. Der polnische Grundherr betrachtet eine Pflanzung veredelter Obstbäume als ein Abzeichen seines Standes, und so besitzt er gern eine dicht an seinem Palaste, doch ist sie selten mehr als ein wildes wirres Gestrüpp. Der Bauer besitzt aber auch nicht ein Mal einen solchen elenden Obstgarten; ein Flieder- oder Schlehenbusch ist alles, was neben seiner Hütte außer Kraut und Kartoffeln grünt. Sein einziges Obst findet er im Walde, nämlich auf wilden Birnen- und Apfelbäumen, und dieses schätzt der rohe, bedürfnislose Mensch so hoch, daß er kaum Drang empfinden würde, sich edle Früchte durch Anpflanzung veredelter Bäume zu verschaffen, wenn dies ihm auch vom Grundherrn gestattet würde.

Je mehr wir uns Krakau näherten, um so mehr schien die

Schönheit desselben sich zu mindern. Die Gebäude verloren sich, eines sich hinter dem andern verbergend, mehr und mehr, und unserm Auge blieb fast nur die gewaltige Masse der schwarzen Schindeldächer.

Die Schindeldächer sind dem Fremden, welcher Krakau besucht, etwas ungemein Auffallendes. Auch die prächtigsten Paläste tragen solche. Unter denen sind nur einige, welche mit Metall bedacht sind. Der Ueberfluß an Waldungen in der Umgegend von Krakau, welcher das Holz kaum glaubhaft billig macht, mag die Ursache dieser garstigen und feuergefährlichen Dächer sein, die sich am Ende verlieren werden, wenn die Waldungen lichter und die Holzpreise bedeutender werden, was schon jetzt in sehr merkbarem Beginnen steht.

„Ich habe mich gewaltig getäuscht; Krakau erschien mir so schön!“ äußerte ich, als wir eben Krakau so nahe und in solcher Stellung vor uns hatten, daß kaum mehr davon zu sehen war, als die häßlichen schwarzen, hier und da von Moos bewachsenen Dächer.

„Und Sie haben sich gewiß nicht getäuscht; Schönheiten lassen sich nicht von fern sehen,“ entgegnete meine fröhliche Reisegefährtin.

Ihre Entgegnung enthielt nicht allein für's Allgemeine, sondern auch für diesen besondern Fall ihre Wahrheit. Krakau ist schön, befindet man sich in ihm. Herrliche Paläste zum Theil, denen das hohe Alter ein Puz ist, bieten sich sehr zahlreich dem Auge dar, namentlich in der Grodzker-Straße, die man für die Prachtstraße der Stadt zu halten hat.

Es liegt etwas so tief Ehrwürdiges in dem Ansehen der Stadt Krakau, daß Einen bei nicht gedankenlosem, leichtsinnigem Anschauen tausend erbauende und durchschauende Gefühle überkommen. Aller Schritte begegnet man einer herrlichen Kirche, der man es ansieht, daß sie vor vielen Jahrhunderten jung war.

Die Straßen Krakau's sind an sich nicht schön. Nicht einmal Reinlichkeit gehört zu ihren Tugenden, und in manchen in dem Stadttheile, welchen die Juden bewohnen, wird die Unreinlichkeit zu einem lebensgefährlichen Laster, indem sie den Wanderer im Nothe zu versenken und mit Efel zu ersticken drohet. Die einzelnen Straßen verändern häufig ihre Breite, und man bemerkt hier und da Bor- oder Rücksprünge von einzelnen und mehreren Häusern. Doch

sind die Straßen gerade und symmetrisch, nach einem gut entworfenen Plane angelegt.

In der Urzeit ist Krakau eine häßliche, unregelmäßige, hölzerne Stadt gewesen. Erst von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an ist sie zu einer schönen geworden. Die Tatarenkriege, welche jener Zeit in Polen wütheten, hatten die Stadt bis auf weniges was auf der Nordseite stehen blieb, vernichtet. Sie mußte von Neuem aufgebaut werden, und dies geschah nun nach Planen. Der König Boleslaus von Polen soll selbst den Stadtbau vorgezeichnet haben. Statt der früheren hölzernen Häuser entstanden nun steinerne, und von denen wurde ein großer Theil des Palasttitels würdig.

In der Grodzker-Straße fanden meine Gefährten das Ende ihrer Reise; gewissermaßen ich auch das der meinigen, denn ich war von meinen Gefährten gebeten worden, in das Haus ihrer Aeltern abzutreten und die kurze Zeit meines Aufenthalts zu Krakau Gast in demselben zu sein.

Auf Reisen verwickelte ich mich nie gern in Familien, weil man dadurch meist etwas verliert, was Einem die Reise bietet, allein hier mußte ich es, denn dem polnischen Gefühle ist das Abschlagen einer Einladung etwas sehr Feindseliges, ungemein Bitteres. Uebrigens verlor ich diesmal durch diesen Eintritt in eine Familie nicht gerade viel, oder wenigstens hat sich mir das, was ich verloren haben könnte, zum großen Theil ersetzt.

Während dem Mittagmahl frug ich den Vater meiner Reisegefährten — derselbe ist ein polnischer Edelmann, der von dem Ertrag seines Antheils an einem Steinsalzbruche lebt — was Merkwürdiges die Volksage von Krakau berichtet, und erhielt zur Antwort: „Herr, Dein Glas ist ja immer noch nicht leer — was Krakau, was soll die Sage davon berichten, ich weiß wenigstens nichts — die Geschichte unserer Könige ist mir lieber, aber die hat nur mit Polen zu thun.“

Ist es doch überall so, daß das, was dem Menschen das Nächste, gerade das Unbekannteste, Ungeschätzteste ist. In Warschau wird Krakau, dieser uralte Sitz der Könige Polens, geheiligt; in Krakau gilt dieses Krakau nichts, und dafür wird Warschau gepriesen.

Es ist dies ein ähnliches Verhältniß, wie das mit dem Pro-

pheten, von welchem Christus spricht, daß er in seinem Vaterlande am wenigsten erkannt werde, oder vielmehr am spätesten zur Geltung komme.

Wie mir bei eines Krakauers Nichtkennen Krakau's der Prophet einfällt, so fällt mir jetzt bei dem vom Vaterlande am spätesten gekannten Propheten der Schriftsteller ein. Ich möchte wissen, wie oft es ihm anders gehet, als dem unglücklichen Propheten, dessen Wort man eher in der Ferne vernimmt, wohin seine Augen und Ohren nicht einmal reichen, als in seiner nächsten Nähe, auf welcher seine Sinne liegen und vergebens zu erkennen suchen, daß sein Wort gehört sei. Der Schriftsteller thät vielleicht wohl, in das Ausland zu gehen, damit er schneller in seinem Vaterlande Anerkennung fände. Ginge der deutsche Poet nach Frankreich, wie schnell würde sein Ruhm in Deutschland ertönen; und liesse er seine Werke gleich vom Manuscript in's Französische übersetzt erscheinen, wie würden schnell Leipzigs hochgeschätzte Verleger, die die deutschen Originale mit Achselzucken oder dem Stolze der Weltweisen zurückgewiesen hätten, ergreifen und die französische Uebersetzung in's Deutsche, also ins Original, übersetzen lassen! Ginge also der deutsche Schriftsteller nach Frankreich und schreibe da, so würde er schnell in seinem Deutschland Anerkennung erlangen. Dann dürfte er ja nur zurückkommen und das Kleinod, welches sich in seiner Abwesenheit gebildet, und in seiner Anwesenheit nicht bilden mochte, einnehmen und seinen vielen Doppelübersetzungsverlegern die Hand sarkastisch drücken für den Kranz, der von seiner hohen Stirne herabprangt. Warum schlagen denn so wenige diesen klar vorliegenden krummen Triumphweg ein, und quälen sich auf dem geraden, auf dem es so jämmerlich langsam geht? „Nach Frankreich hin, von Frankreich her zu fliegen!“ sollten die jungen deutschen Poeten singen.

Der Papa meiner Reisegefährten, der seit einem Generationsverlauf nicht aus Krakau gekommen war, wußte also nichts von Krakau zu erzählen, oder mochte es vielleicht nicht aus Widerwillen. Meine Reisegefährten, Sohn und Tochter des Herren Papa, welche in Warschau gewesen waren und wahrscheinlich dort ihr Krakau kennen, oder wenigstens lieben gelernt hatten, wußten mir genug zu erzählen und erzählten mit Freuden.

„Was meinst Du, Herr,*) wie alt Krakau sei?“ frug mein Reisegefährte, um mit einer Erzählung vom Ursprunge Krakau's zu beginnen.

Ich möcht' es wissen, weil ich es nicht weiß,“ antwortete ich.

„Ich weiß es auch nicht,“ sprach er, „aber es ist jedenfalls vor Christi Zeit schon gegründet worden; wenigstens stand es schon im zweiten Jahrhunderte, wie der in eben diesem Jahrhunderte lebende Geograph Claudius Ptolemäus in seinem Werke zeigt. Er führt an der Weichsel, genau an dem Orte, wo Krakau stehet, eine Stadt an, welche Carrodonum heißt. Leitet man den Namen weiter: Carrodonum: Craronum: Craconum: so kommt man auf den Namen Krakau.“

„Sieh Herr,“ äußerte meine Reisegefährtin, „ich habe meinem Bruder zehn Mal versichert und bewiesen, daß Krakau so alt nicht sein könne; aber er bleibt immerfort bei seiner Behauptung. Zur Zeit Christi hat es in unseren Gegenden noch keine Städte gegeben. Die Menschen hier lebten damals in den Wäldern unter den dichten Laubdächern der Bäume, in Hütten, die das Gefrüpp bildete, in Erd- und Felsenhöhlen und anderen ähnlichen natürlichen Wohngebäuden, die hie und da wohl in Menge bei einander sich befinden; aber auch bei der größten Menge nimmer eine Stadt bilden konnten. Krakau ist erst siebenhundert Jahre nach Christus gegründet worden durch den Herzog von Chrobazien, welcher Krakus hieß. Nach ihm hat die Stadt den Namen erhalten. Die Stadt ist vom Herzog Krakus zur Residenz gemacht worden. Von dem Schlosse, das er sich hier auf dem Berge Wawel erbaut hatte, herrschte er mit seiner Gemahlin Libuffa herab über das Land Chrobazien. Dieses Chrobazien hat hier gelegen von den Karpathen bis an den jenseitigen (nördlichen) Fuß der krakauer Gebirge (im Königreich Polen), und von dem Brinicosflusse bis an den Savstrom. So hat es die Volkssage aufbewahrt und die Geschichte als wahr angenommen, und diese Wahrheit in Zweifel zu stellen, haben wir keinen hinreichenden Grund.“

„Die Geschichte hat dies aufgenommen als Sage, als nichts anderes,“ entgegnete unmuthig der Bruder der Rednerin.

*) Ich muß bemerken, daß polnisch gesprochen wurde.

Ich bin der Meinung, daß an Volksfagen immer etwas Wahres sein müsse, namentlich aber an solchen, die im Gebiete der Natürlichkeit sich zeigen, und nicht, wie die von Schwab und Voehr u. A., die sprechende Efel, Drachen und Zauberringe vorführen. Die Gründung Krakau's durch den Herzog Krakus, scheint mir, kann als Wahrheit angenommen werden. Schwerlich mag man der Stadt Krakau ein höheres Alter, als das von 1100 Jahren zuschreiben können. Es giebt einige Volksfagen, welche Krakau auf andere, als die angegebene Weise entstehen lassen, um so weniger aber zum Glauben aufgenommen zu werden verdienen, als sie das Ereigniß in wunderliche Abenteuer wickeln.

Das Schloß, von welchem herab die alten Könige über das damals gewaltige Reich, und selbst noch weit über dessen Grenzen hinaus geherrscht haben, schauete von dem Berge Wawel hernieder durch die Fenster unsers Zimmers auf die Tafel. Ich sah weniger die Lackerbissen vor mir, als das kolossale, prachtvolle Gebäude, von dessen Antlitz die widrigsten Geschicke die Züge der Majestät zu reiben nicht vermocht haben.

Sobald die Mittagstafel aufgehoben war, beurlaubte ich mich, um das Schloß zu besuchen. Mein Reisegefährte ließ sich nicht hindern, mein Begleiter zu sein, ja selbst seine liebliche Schwester trat in meine Begleitung.

Der geneigte Leser staune nicht zweifelnd mein polnisches Paar an. Gastfreundschaft und Gastfreundlichkeit sind zwei Tugenden in dem polnischen Charakter, die ungemein weite Grenzen haben und dem Fremden eine sehr reiche Entschädigung geben für das, was ihm das polnische Land bei seiner noch gegenwärtigen Unwirthbarkeit nicht gewähren kann. In Deutschland möchten sich Einem Leute, die Einen seit zwei Tagen erst kennen gelernt, schwerlich so hingeben. Unsere deutsche Gastfreundschaft und Gastfreundlichkeit sind in den heiligen Hainen unserer Urväter zurückgeblieben; in diese müssen wir zurückgehen, um sie zu finden. Der unter Gottes hohem Firmamente Reisende kommt aber leider nie mehr in jene heiligen Haine und zu jenem gastfreundschaftlichen deutschen Volke; das Glück genießt nur höchstens der auf den Blättern der Chroniken und der Geschichte Reisende.

Handel und Industrie haben sich in unserem lieben Deutsch-

land zu ihrer schönsten Blüte emporgehoben. Handel und Industrie aber bewirken, daß der Mensch seine Sinne nur auf sich richtet, und einen Zweiten, der nicht in das Gebiet seiner Speculationen tritt, unbeachtet läßt. Unter unserer lieben Civilisation, dem Handel, der Industrie und alle dem, dessen sich die neue Welt rühmt, ist unsere Seele untergegangen und unser natürliches Gefühl, unsere Liebe. Wir sind von den Menschen getrennt, sie uns entfremdet worden, statt daß wir eng und warm ihnen angeschlossen werden sollten. Die Civilisation schuf uns neue Sitten. Wehe über diese Sitten! Ein Kuß gehört auch diesen civilisirten Sitten an, aber wehe über diesen civilisirten Kuß; er ist eine Blicke, die einen Abgrund hauet, statt ihn auszufüllen, ein Guillotinenmesser, das den Kopf vom Herzen trennt.

Möge also der blühenden Industrie und dem Handel unser gegenwärtiger Mangel an Gastfreundschaft als Sünde zugeschrieben werden, damit wir Deutsche selbst wenigstens nicht zu Sündern werden müssen. Unter unserem Handel und der Industrie ist nun aber auch die Unwirthbarkeit unseres Landes verloren gegangen. Das ist viel Glück; der Fremde reist ohne Dual zwischen uns durch, und unsere Mängel bleiben ihm unempfindlich und unbemerkt; es ist aber doch ein schlechter Tausch: wir haben für die Wirthbarkeit unseres Landes unser natürliches, unser altdeutsches Herz hingegeben. — Weiter, weiter!

Mein polnisches Paar, das mich vor zwei Tagen kennen gelernt hatte, und wußte, daß ich es schon nach zwei Tagen verlassen, nie wiedersehen und am Ende vergessen werde, führte mich so freudig den Berg hinauf, wie es kaum ein deutscher Banquier, der aus meiner Tasche 100,000 Thlr. zu gewinnen gewußt, gethan haben würde.

Ein schöner Berg ist der Wawel. Er erhebt sich weit über die Stadt. Seine Form scheint fast künstlich; sein frisches, grünes Gewand macht ihn reizend und zu einem hohen Schmucke der alten Stadt, die sich auf seinen Fuß gelagert hat, gleichsam als bildlicher Repräsentant des polnischen Volkes in früherer Zeit. Für die Gegenwart wäre das Bild nicht treu. Nicht mehr liegt das polnische Volk auf dem Fuße seines Königsthrones; es liegt darunter, seit der Thron, vom kalten Nord bestiegen, die Aehnlichkeit mit dem blühen-

den Bawelberge verloren und die mit einem sibirischen Felsenblock gewonnen.

Wir hatten den Berg erstiegen und standen auf dem mit dem alten Schlosse, welches mehr als die Hälfte der Hochebene bedeckt, bekrönten Gipfel. Unsere Füße hatten sich schwer gemühet zur Lust unserer Augen. Kamen mir doch diese armen Unterthanen, die — außer beim Tanzen — stets für fremden Genuß arbeiten müssen, nicht anders vor als andere Unterthanen; sie hatten sich ermüdet, daß sie hätten einbrechen mögen: was hatten sie für sich erlangt durch ihre Anstrengung? Hoch über ihnen das Augenpaar ergöhte sich. Welche Aussicht!

Schaut man vom Bawelberg, nachdem man sich bei dessen Besteigung nicht umgeblickt, plötzlich hernieder und umher, so dünkt es Einem, in das Reich und unter die Herrschaft jenes berauschten Zaubers gekommen zu sein, den man im Weltall der alten Märchen zu finden pflegt. Ein ungeheurerer bunter Teppich, hingeworfen über sanfte Höhen und Tiefen, lag rings unter uns. Umgrünte Landhäuser und Klöster waren die eingestickten Blumen, Krakau mit seinen prahlenden Palästen, Kirchen und Thürmen der große, schöne Strauß in der Mitte, die Weichsel ein silbernes Band, das den Strauß gebunden hielt, und ferne Wälder und das siebzehn Stunden weit liegende Sahagebirge die Kante, der der Strahl der Sonne die wiederblyenden Schneemassen der Sahagipfel zu blanken Perlen machte. Dünkten sich hier die alten Könige Polens nicht mehr denn irdische Könige, nämlich Könige einer Feenwelt, so bedauere ich ihre Phantaste. Vielleicht aber dünkten sie sich gar noch mehr als Feenweltkönige; — wer mag wissen, wie groß das Dünken in gekrönten Häuptern ist. —

Meine Gefährten führten mich um das Schloß halb herum: da standen wir plötzlich vor der in Polen berühmten sogenannten Draehenhöhle. Sie bildet den Mund des uralten Berges. Derselbe ist offen, aber stumm, wie der Mund der Völker, die von ihren Fürsten geliebt werden. Wie vieles hätte uns dieser alte Mund aus den abgestorbenen Jahrhunderten erzählen können! Er wehete uns aber nur schweigend mit seinem kalten Odem an, als ob er meine: „die Vergangenheit ist kalt; horcht in euer Jahrhundert, das wird euch wärmen.“

Nachdem wir in der Höhle drei und sechzig Schritte gethan, befanden wir uns am Ende derselben. Eine tiefe, fast an Nacht grenzende Dämmerung umgab uns hier, bis mein Gefährte ein Wachsföcklein anzündete. Unter der ewigen Herrschaft des Naturgesetzes trat die alte Erfahrung, die Rom gegenwärtig macht, ein: vor dem Lichte floh die Finsterniß.

Ein kleiner Dom erschien mir die große Höhle. Das Gewölbe hing hoch über unseren Häuptern, die Seitenwände standen weit von einander ab. Wunderliche Basreliefs hat die Hand des ewigen Baumeisters hier in das Felsengewölbe gehauen, in seltsamer Fügung die Felsensteinchen und Steine, Blöckchen und Blöcke auf und an einander gefellt zu ewigen Mauern für die Wohnung einer heiligen Stille.

Diese tiefe Höhle im Wawelberge bei Krakau wird, wie ich schon erwähnte, die Drachenhöhle genannt. So vieles, was aus den tiefen Jahrhunderten hervorgealtert, hat mit Drachen und andern Wunderlichkeiten (den Geschenken des Mittelalters) zu thun. Die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts pflegen die Drachennamen und Drachenbiographien dieser uralten Denkmäler zu belachen, als ob von Drachen auf Gottes schönem Erdboden gar die Rede nicht sein könnte, und als ob nicht in der That jene uralten Denkmäler mit Drachen zu schaffen hätten! Ich möchte fast ärgerlich über die lachenden Menschen unseres Jahrhunderts lachen und zu ihnen sagen: ihr klugen Narren, lacht immerhin über die Drachen, die an den Wurzeln, dem Ursprunge der uralten heiligen Denkmäler liegen, als über Fabelthiere, aber sehet nur die Drachen, die an den Kronen der uralten herrlichen Denkmäler vernichtend und entweihend nagen — schauet in die Spiegel: und ihr sehet diese Drachen; und wenn ihr über jene uralten gelacht habt, so heult über diese neuen.

Die Drachenhöhle im Wawelberge bringt mich zwar nicht auf, meinen Zorn gegen diese jungen Drachen auszurufen, denn sie hat nicht unter ihren fünffingerigen Klauen gelitten, aber gleich über dieser Höhle stehet ein uraltes heiliges Denkmal, das schmählich genug von diesen jungen Drachen zernagt ist; ich meine das alte königliche Schloß — ich komme sehr bald darauf. Wie viele alte köstliche Denkmäler sind von diesen jungen Drachen zernichtet! Ihr Drachen, denkt nur an die alten köstlichen Kirchen, Schlösser, Burgen zc., die

jezt Wollböden, Kartoffelfelder, Kasernen) ic. sind! Betrachtet die unterirdische Kirche zu Memleben, das Schloß zu Weisfenfels und viele andere Denkmäler!

Wie schön mußte es aber in jener alten Welt sein! In ihr kannte nur die Sage Drachen, und zwar nur etwa hier oder dort einen. In unserer Welt aber kennt die Wirklichkeit die Drachen, und zwar nicht hier und dort einen, sondern überall Legionen. Ja, ist nicht Alles Drache, Eins gegen das Andere? Ich habe jüngst ein belletristisches Werk vollendet. Jahre lang hatte ich mit einer heiligen Wollust daran gearbeitet und jauchzte der Veröffentlichung desselben entgegen. Ich bot es einem Herrn Verleger an. Er betrachtete es auf etwa fünf oder sechs Blättern (das Werk hat aber mehr als vierhundert), und meinte achselzuckend: „Ja, wenn Sie es in Eugen Sue'scher Manier geschrieben hätten.“ — Hier war mir also Eugen Sue und dieser Herr Verleger dazu ein Drache.